

# KALONYMOS

## Semirot Schabbat

Die häuslichen Sabbat-Gesänge – gesammelt von Arno Nadel

Monika Fey

**W**er das Glück hat, einen Erew Schabbat, einen Schabbat-Abend, im Kreis jüdischer Freunde mitzuerleben, wird erfreut und erstaunt feststellen, wie schier unerschöpflich reich das Liedgut an Schabbatgesängen ist. Am festlich gedeckten Tisch wird in fröhlicher Runde gespeist, getrunken und gesungen – gipfelnd in Psalm 126 „Schir ha maalot, beschuw Adonaj – wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.“

Ein Basis-Werk für Schabbat-Gesänge ist mir die Sammlung von Arno Nadel, veröffentlicht 1937 im Berliner Schocken-Verlag unter dem Namen „Semirot Schabbat – die häuslichen Sabbat-Gesänge“. Das Büchlein enthält 39 einstimmig notierte Schabbatgesänge mit transliteriertem Text sowie die Liedtexte in hebräischer Sprache und Schrift; dazu im Anhang vier Lieder in einer Bearbeitung für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

In seiner zweiseitigen Vorbemerkung schreibt Arno Nadel:

*Es ist eine sehr alte jüdische Gepflogenheit, bei und nach den Sabbatmahlzeiten, namentlich der am Freitagabend sowie [...] am Sabbatausgang im häuslichen Kreis heitere und ernste Strophenlieder zu singen, die sich auf Gott und Sabbat beziehen. Zu allen Zeiten des hebräischen Schrifttums sind zahlreiche Lieder (semirot) eigens zu diesem Zwecke gedichtet worden. [...] In dieser Sammlung ist nun zum erstenmal der Versuch unternommen worden, zu allen Semirot, die im Bereich des deutsch-polnischen Ritus heute gebräuchlich sind, Melodien mitzuteilen, und zwar – da es keine feststehenden*



Arno Nadel (1878–1943), Self-Portrait - Courtesy of the Leo Baeck Institute

„Selbstporträt“,  
Arno Nadel 1926

*gibt – solche, die musikalisch originell und wertvoll sind. [...] Die meisten Melodien entstammen meinem eigenen Archiv und meinem Gedächtnis, welches aus meiner Wilnaer Kindheit und meinem Elternhaus manche vor mehr als fünfzig Jahren vielgesungene Stücke aufbewahrt hat ...*

Es war die letzte Publikation Arno Nadel's; der Schocken Verlag musste 1938 unter dem Druck des

Nazi-Terrors seine Verlagstätigkeit einstellen und der 1876 in Wilna/Litauen (damals Russisches Kaiserreich) geborene Nadel wurde, nachdem man ihn 1938 für Wochen ins KZ Sachsenhausen verschleppt hatte und er 1942 Zwangsarbeit hatte leisten müssen, gemeinsam mit seiner Frau 1943 im KZ Auschwitz ermordet.

Hinter diesen schicksalhaften Daten verbirgt sich ein Menschenleben, das sowohl den Dichter, den Maler, den Musiker, den leidenschaftlichen Sammler, den Bühnendramaturg, den Philosophen in sich vereinigt.

Es sind auch die knappen einprägsamen Zeilen Ken Schoens aus South Deerfield, Massachusetts, in Zusammenhang mit meiner Bestellung der Liedsammlung *Semirot Schabbat*, die mir Ansporn waren, mich mit Leben und Werk Arno Nadels näher zu beschäftigen:

*you are welcome and good evening  
wonderful to keep the melodies  
and zemirot alive  
many of the melodies I grew up with  
in an ashkenaz shul in forest hills  
my parents came from Germany ...*

Ja, ich habe es mir zu einer meiner Aufgaben gemacht, die Melodien, die *Semirot Schabbat*, lebendig zu halten, indem ich bisher 13 Lieder aus der Sammlung Arno Nadels für meine Vokalformation *Feyne Töne* 4-stimmig arrangiert habe. Erfreulich oft schon wurden die *Feynen Töne* eingeladen, dieses besondere Liedgut darzubieten, etwa: *Ochtruper Kulturtag* 2013; *Biennale Musik und Kultur der Synagoge* 2012/2013 Unna; Veranstaltungsreihe *Musik – Raum – Wort* in der Klosterkirche Beyenburg 2013; *Jüdische Kulturtag* NRW 2015.

In meiner Bearbeitung der Schabbatgesänge liegt das Hauptgewicht auf der Interpretation des einzelnen Wortes. Der Melodieverlauf ist zwar vorgegeben und daraus folgen die harmonischen Bezüge, die in die Bearbeitung mit einfließen, aber nicht

Arno Nadel; Arr.: Monika Fey  
Schir hamaalot, Ps. 126

Sopran  
schir - - ha - ma - a - lot, be - schuw - - a - do - - nai et

Alt  
schir - ha - ma - a - lot, be - schuw - - a - do - - nai et

Tenor  
8 schir - ha - ma - a - lot, be - schuw - a - do - - nai et

Bass  
schir - ha - ma - a - lot, be schuw - a - do - - nai et

S.  
chok - pi - nu, ul - scho - ne - nu ri - - na.

A.  
chok - pi - nu, ul - scho - ne - nu ri - na.

T.  
8 chok - pi - nu, ul - scho - ne - nu ri - na.

B.  
ckok - pi - nu, ul - scho - ne - nu ri - - na.

S.  
schi - wat zi - jon, ha - ji - nu ke - chol - mim. as - ji - ma - le ß -

A.  
schi - wat zi - jon, ha - ji - nu ke - chol - mim. as - ji - ma - le ß -

T.  
8 schi - wat zi - jon, ha - ji - nu ke - chol - mim. as - ji - ma - le ß -

B.  
schi - wat zi - jon, ha - ji - nu ke - chol - mim - as - ji - ma - le ß -

S.  
as jom - ru wa - - go - jim hig - dil a - do - nai

A.  
as jom - ru wa go - jim hig - dil a - do - nai

T.  
8 as jom - ru wa - go - jim hig - dil a - do - nai

B.  
as jom - - ru wa - go - jim hig - dil a - do - nai

*Ein Wallfahrtslied.  
Als der Herr wandte Zions Geschick,  
da waren wir wie Träumende,  
da war unser Mund voll Lachens*

*und unsre Zunge voll Jubels.  
Da sprach man unter den Heiden:  
"Der Herr hat Großes an ihnen getan!"*

Schir hammaalot

Schir ham-ma - a - lot be - schuw a - do - naj et  
 schiwat zij-jon ha - ji - nu kecholmim as jimma - le β - chok  
 pi - nu ul - schone - nu rin - na. As jom - ru wag - go - jim  
 hig - dil a - do - naj la - a - Bot im e - le hig - dil a - do - naj  
 inbrünstig rit.  
 la - a - Bot im - ma - nu ha - - - - - ji - nu ha -  
 ji - nu Be - me - chim. Schu - wa a - do - naj usw.

שיר המעלות

(תהלים קכ"ו)

שיר המעלות בשוב יי אֶת־שִׁבְתָּ צִיּוֹן הָיִינוּ בְּחֻלָּיִם: אִן יִפְלֵא שְׁחֹק פִּינוּ וְלִשְׁוֹנֵנוּ רָגָה אִן יֵאמְרוּ בְּגוֹיִם הַגְדִּיל יְי לַעֲשׂוֹת עִם אֱלֹהֵי: הַגְדִּיל יְי לַעֲשׂוֹת עִמּוֹנוּ הָיִינוּ שְׂמֵחִים: שׁוּבָה יְי אֶת־שִׁבְתֵּנוּ בְּאֶפְקַיִם בְּנֹבֵב: הַזְרַעִם בְּדַמְעָה בְּרָגָה יִקְצְרוּ: הַלֹּזֶף יִלֶּךְ וּבָכָה נִשְׂא מְשֻׁךְ הַזֶּרַע בֹּא יִבֵּא בְּרָגָה נִשְׂא אֶלְמֵתוֹ:

זמירות שבת

Die häuslichen Sabbatgesänge

Gesammelt und herausgegeben von Arno Nadel

BÜCHEREI DES SCHOCKEN VERLAGS / 73

S. la - as - sot im el - le, hig - dil a - do - nai la - as - sot im - ma - - nu -  
 A. la - as - sot im el - le, hig - dil a - do - nai la - as - sot im - ma - nu  
 T. 8 la - as - sot im el - le, hig - dil a - do - nai la - as - sot im - ma - nu  
 B. la - as - sot im el - le, hig - dil a - do - nai la - as - sot im - ma - nu

S. ha - - - - - ji - nu, ha - ji - nu β - me - chim.  
 A. ha - - - - - ji - nu, ha - ji - nu β - me - chim.  
 T. 8 ha - - - - - ji - nu, ha - ji - nu β - me - chim.  
 B. ha - - - - - ji - nu, ha - ji - nu β - me - chim.

Ja, der Herr hat Großes an uns getan;  
 des waren wir fröhlich.

(Zürcher Bibelübersetzung, Zürich 1993)

selten ist es die religiöse Aussage, die dazu zwingt, zugunsten einer ausweichenden Modulation von in Harmonie- und Tonsatzlehre „gesetzmäßig geregelter“ Stimmführung und einem entsprechenden Harmonieablauf abzuweichen.

Monika Fey, geboren 1949 in Wuppertal; Musikhochschulstudium, Gesangslehrerdiplom, künstlerisches Diplom und Konzertexamen im Gesang; Gesangsmentoren Prof. Elisabeth Grümmer und Prof. Hugo Diez; Ivrit-Studium im Ulpan Akiva in Netanja/Israel; Gründerin und Leiterin der Vokalformation Feyne Töne. Einer ihrer Repertoire-Schwerpunkte ist hebräische Musik. red

# Nachdenken über den Ort

Die Grabsteine der Familie Wertheimer auf dem alten jüdischen Friedhof in Worms

Gundula Werger

**B**erühmt ist der Sohn. Der, Samson Wertheimer, gehörte zu den exponiertesten Köpfen der jüdisch-deutschen Welt um 1700. In Worms im Jahr 1658 geboren, studierte er an der Jeschiwa in Frankfurt, heiratete die Witwe von Nathan Oppenheimer und kam durch deren Familie in Kontakt mit Samuel Oppenheimer, dem kaiserlichen Hoffaktor in Wien. Auf Vermittlung Oppenheimers wurde Wertheimer zu den Finanzgeschäften am Wiener Hof zugelassen. Samuel Oppenheimer und Samson Wertheimer habe man „in Österreich wie draußen im Reich als die beiden Brennpunkte alles jüdischen Interesses“ betrachtet, schreibt David Kaufmann 1892 in seinem Buch „Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers“, dem wir biografische Angaben über Wertheimer und dessen Wormser Vorfahren entnehmen. Obwohl die Juden aus Wien von Kaiser Leopold I. und unter der tatkräftigen Mitwirkung des Kardinals Kollonitsch ausgewiesen worden waren, hatte sich doch wieder eine kleine, mit Privilegien auf Zeit ausgestattete jüdische Kolonie im Herrschaftszentrum der Habsburger gebildet. Zu ihr gehörten auch einige Juden aus Worms. Nach dem Tod Samuel Oppenheimers wurde Samson Wertheimer 1703 zum kaiserlichen Hoffaktor ernannt. Als solcher finanzierte er die Hofhaltung und die Feldzüge von Kaiser Leopold I. sowie von dessen Nachfolgern Joseph I. und Karl VI. Zeitgenossen nannten Samson Wertheimer den „Judenkaiser“, setzte er sich doch für die vielfach bedrückten jüdischen Gemeinden im römisch-deutschen Kaiserreich ein, sei es in Rothenburg ob der Tauber, in Frankfurt am Main oder in Worms, worüber noch zu berichten ist. Zehn kaiserliche Soldaten bewachten Wertheimers Haus in Wien, wo dieser, ausgestattet mit den Privilegien der freien Religionsausübung und der Steuerfreiheit, mehrere Häuser und Grundstücke besaß. Samson Wertheimer galt als der wohlhabendste Jude seiner Zeit. Als Wohltäter unterstützte er Synagogen und Lehrhäuser im Reich ebenso wie die Juden im Land Israel/Palästina, wohin zunehmend auch Juden aus Westeuropa auswanderten.

Nicht nur ein erfolgreicher Finanzier und Diplomat im Dienst der Habsburger, sondern auch ein bedeutender Toragelehrter war Samson Wertheimer. Deshalb, und weil in Wien eine jüdische Gemeinde nicht zugelassen war, verlieh ihm Kaiser Karl VI. im Jahr 1711 den Titel eines Landesrabbiners von Ungarn. Im ungarischen Eisenstadt begründete Wertheimer seinen Sitz. Zahlreiche Juden

aus Wien hatten sich in den „Siebengemeinden“, dessen Zentrum Eisenstadt war, niedergelassen. Denn die Fürstenfamilie der Esterházy förderte das dortige jüdische Leben und finanzierte den Bau des Wertheimer'schen Freihauses in Eisenstadt, in dem sich auch eine Synagoge befand. Heute wird das Wertheimer-Palais durch das Österreichische Jüdische Museum belebt.

In Frankfurt gründete Samson Wertheimer ein Talmud-Lehrhaus, das sein Schwiegersohn Moses Kann leitete, zugleich Bankier. Eine Generation später waren Zacharias und Elias Isaac Wertheimer im Frankfurter Pfand- und Wertpapierhandel tätig. Daraus entwickelte sich die Bank E.& L. Wertheimer, die zu den wichtigsten Privatbanken der Stadt gehörte. An der Zeppelinallee steht die neugotische Villa der Wertheimers. Im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert zählte die weitverzweigte Familie von Samson Wertheimer und von dessen Nachkommen zu den vornehmsten jüdischen Familien Europas. Auch hieraus bezieht die Familiengrabstätte in Worms ihren Glanz.

Unweit der Tafel, die an die „Zwölf Vorsteher“ der Gemeinde erinnert, die der Legende nach während des Ersten Kreuzzuges 1096 niedergemetzelt wurden, liegen die Gräber der Familie Wertheim. Erhalten haben sich fünf Steine am sanft abfallenden Hang, der am südlichen Ende des „Heiligen Sandes“ ins Rabbinertal hinabführt. Schlichte barocke Epitaphe, vier von ihnen schließen mit einem runden Bogen ab. Die Stammutter Jütlein starb im Jahr 1659, ihr Gatte war Liepmann Cohen Wertheim. Beider Tochter war mit Isaak Wertheim verheiratet; der Ehe entstammten zwei Söhne: Samson, der die Wertheimer-Familie in Marktbreit in Unterfranken begründete und dort bestattet ist; und der Vater ebenjenes Wiener Hoffaktors Samson namens Josef, dessen Epitaph wir genauer betrachten wollen. Meir, ein weiterer Sohn Josefs, ist an der Seite des Vaters begraben. Meir war, wie sein Vater, Vorsteher der Gemeinde Worms und starb im gleichen Jahr wie der berühmte Bruder in Wien 1724. Samson Wertheimers Kenotaph wäre auf dem jüdischen Friedhof in der Wiener Seegasse zu suchen. Meirs Tochter Dolzele starb in der Blüte ihres Lebens, achtzehn Jahre alt, am 15. Mai 1714.

Flach und schön geschwungen läuft der Bogen der barocken Stele von Josef Wertheim aus. Durch ein Wappen mit einem Eimer ragt er aus der Gruppe der anderen hoch aufgerichteten Wertheim-

לשנה  
טובה  
תכתבו  
ותחתמו  
תשע"ז

Wir wünschen ein  
gutes Neues Jahr 5777

Grabmale heraus. Einundzwanzig Zeilen umfasst die Inschrift; nur einer unter den mehr als zweitausend Grabsteinen des „Heiligen Sandes“ weist eine längere Inschrift auf. Verfasst hat den Gedenktext der Sohn aus Wien, Samson. Josef Wertheim, so erfahren wir, war Vorsteher und Leiter der Jüdischen Gemeinde Worms. Als „außergewöhnlicher Toragelehrter“, als „unser Lehrer, Herr und Meister“ wird er in der dem Rundbogen eingeschriebenen Anfangszeile bezeichnet. Josef starb hochbetagt im Jahr 1713. Die Lebensjahre lesen wir aus dem Wort paz, „Gold“, das punktiert ist, also zugleich einen Zahlenwert ergibt: 87. Zwei Vornamen trug der Gemeindevorsteher: Josef und Josel. Der hebräische Name Josef ist der Name, mit dem er zur Toraesung aufgerufen wurde. Josel ist eine Koseform, der Alltagsname. Für Dolzele, die Enkelin, die „Teure, Keusche, Fromme“ genügte ein einziger, liebevoller Alltagsname, der sich möglicherweise vom romanischen „Dolce“, „Süße“, ableitet. Josef Wertheim und die Seinen wohnten im Haus „zur Kanne“, das auch „steinernes Haus“ genannt wurde, weil es inmitten der Fachwerkhäuser durch seine massiven Wände aus Stein und seine Gewölbedecken auffiel. Es war und ist das großzügigste Haus in der Judengasse, dessen langgestreckte und zugleich mehrgeschossige Spitzgiebeligkeit im Herzen des jüdischen Viertels den Wohlstand und die herausragende Stellung der Familie erahnen lässt – die Wertheimers waren Kaufleute und besaßen Grundstücke auch außerhalb der Stadt. Die Gartenseite ließ viel Licht ins Haus und grenzte an den Hof der Synagoge. Josef Josel indes „verachtete das Wohlleben“, wie uns die Inschrift wissen lässt.

Der Nachruf auf Josef Wertheimer ist doppeldeutig. Zitate aus der Josefsgeschichte werden so abgeändert, dass sie zu Josef Wertheimers Leben passen. Wenn es im Buch Exodus 1,6 heißt: „Und es starb Josef und mit ihm die ganze Generation“, wird in der Inschrift ein jod eingefügt: Statt „hador“, „Generation“, lesen wir hier: „hidur“, also: „Glanz“. Mit Josefs Tod, sagt uns die Inschrift, ging der Glanz des stupenden Torawissens, das Josef Wertheimer in sich trug, verloren. Damit erschließt sich auch die Bedeutung des Wappens. Das verwitternde Relief des Eimers setzt zum einen den Familiennamen, der seinen Ursprung in dem Mainstädtchen Wertheim haben könnte, plastisch ins Bild, wobei die ursprüngliche Wortfügung gleichsam aufgelöst und neu interpretiert wird: „Werth – Ei-

mer“, statt „Wert-Heimer“. Wenn wir uns zum anderen den Eimer, um im Bild zu bleiben, mit Wasser gefüllt vorstellen, „Wasser“ aber die Tora selbst metaphorisch umschreibt, wäre die Aussage folgende: Überaus wertvolles Torawissen, „kostbar wie reines Gold“ (das, wie wir wissen, als Zahlenwert Josefs Lebensalter ergibt), hatte sich Josef „gereift in seinem Forschen“ erworben. In der zweiten Zeile, die bogenförmig das Eimer-Emblem umspielt, heißt es: „Es fließen die Wasser aus seinem Eimer“. Das hebräische Wort für „fließen“ klingt in der umgangssprachlichen Namensform „Josel“ an. Josef Josel gab sein glänzendes Torawissen seinen Söhnen und seiner Gemeinde weiter, es hat Bestand in der Gelehrsamkeit und der Lebenspraxis der Nachkommen.

Die Inschrift endet mit einer Reflexion über den Ort: „Darum bittet der Fromme zu der Zeit, als er zu dieser Stätte fand, hier war und hier ward gefunden ein Ort für das Gebet, dass es Verhängnis und strenges Urteil abwende“. Woher kommt die Gewissheit, dass gerade dieser Ort, gerade Josef Wertheimers Grabstein, sich für ein Gebet in einer existenziell bedrohlichen Situation besonders anbietet? Wir haben die Tafel bereits erwähnt, die offenbar schon zu Lebzeiten Josef Wertheimers an der Friedhofsmauer angebracht war und die nach der Hitler-Diktatur erneuert wurde: Erinnert wird darauf an die zwölf Vorsteher der Gemeinde, die während des ersten Kreuzzuges ermordet wurden und wohl direkt unterhalb der Gedenktafel an der Friedhofsmauer bestattet sind. Manche, die sich mit dem „Heiligen Sand“ beschäftigen, vermuten, dass überdies weitere Opfer des ersten Kreuzzuges, mehrere hundert Tote, in einer Grube begraben wurden, die unterhalb der Gedenktafel für die zwölf Vorsteher zu suchen wäre. Der leicht muldenförmige Boden sei an dieser Stelle äußerst unruhig, so der Judaist Michael Brocke, der die Inschriften der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Grabsteine des Friedhofes innerhalb des von ihm geleiteten Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte in jüngster Zeit transkribiert und übersetzt hat. Diese Dokumentationen sind der Datenbank des Instituts, das der Universität Duisburg-Essen angeschlossen ist, zu entnehmen. Auf der dort vorzufindenden Übersetzung der Wertheimer-Grabsteine und weiteren Erläuterungen Brockes basiert der vorliegende Beitrag.

Das Wissen darüber, dass sich in unmittelbarer Nähe von Josef Wertheimers Grab eine Begräbnis-

*Unsere Arbeit ist nur möglich  
durch Ihre Zuwendung.  
Dafür danken wir Ihnen!*

stätte von Märtyrern befindet, hat offenbar das spirituelle Selbstverständnis und das kollektive Gedächtnis der Gemeinde noch im Jahr 1713 geprägt - sechshundert Jahre nach dem ersten blutigen Pogrom. In der Inschrift heißt es: „Zwölf waren sie und waren einander wie Brüder, die Gebeine Josefs begruben sie und ließen ruhen seine Ehre an dem Ort von Großen, und sie waren Einer.“ Josef Wertheimer gehörte zum Kollektiv der zwölf Vorsteher, die einander wie „Brüder“ zugetan waren. Seine Funktion spiegelt sich zugleich in den zwölf Parnassim, die während des Kreuzzuges ermordet wurden. Die Formulierung: ein „Ort von Großen“ spielt auf die Märtyrer und spätere Massaker an – seien es die zwölf Parnassim oder viele hundert Tote. Die Zeit- und Glaubensgenossen von Josef Wertheimer waren sich der Bedeutung des Ortes, den der Märtyrertod so vieler Juden heiligt, bewusst gewesen.

Die Lage der Wormser Juden war am Ende des siebzehnten Jahrhunderts äußerst bedrückend. Wenn Josef Wertheimer – einem Vermächtnis gleich – darauf hinweisen ließ, dass an seinem Grab die Abwendung von „Verhängnis und strengem Urteil“ zu erflehen sei, mag sich darin die selbst erlebte Geschichte widerspiegeln. Während der Stadtzerstörung durch die Franzosen im Jahr 1689 mussten Juden wie Christen die ausgebrannte, unbewohnbar gewordene Stadt vorrübergehend verlassen. Davon war auch Josef Wertheimer und dessen Familie betroffen, die sich möglicherweise in Frankfurt am Main aufhielt, wohin sich auch der Rat der Stadt Worms in Sicherheit gebracht hatte. Allerdings war die Wiederansiedlung der Juden in der lutherischen Stadt Worms umstritten. Die Stadtgemeinde ließ sich die Rückkehr der Juden nach mehrjährigem Exil teuer bezahlen. Ohne die neben der Stadt für den Schutz der Juden zuständigen Stellen – den Bischof und die Kämmerer von Dalberg – zu befragen, zog der Rat der Stadt Worms die Juden in den Jahren nach der Wiederansiedlung überdies zu weiteren Sonderzahlungen heran, zu denen sie gemäß der bestehenden Verträge nicht verpflichtet waren. Weil die jüdische Gemeinde die horrenden Auflagen nicht aufbringen konnte, drohte ihr die Exekution, die Ausweisung aus der Stadt. In ihrer Not wandte sich die Gemeinde an Samson Wertheimer in Wien. Den Inhalt des Briefes entnehmen wir David Kaufmanns Buch: An die 2000 Jahre seien die Juden in Worms ansässig und sollen jetzt, da sie eben während dieser Kriegs-

läufte „die Lust ihrer Augen zugesetzt“ hätten, mittellos und entblößt aus der Stadt laufen müssen. Unmöglich begehre der Kaiser, dass jemand über seine Kraft belastet werde. Am zweiten Mai 1702 schrieb Samson Wertheimer – es ist der einzige Brief des Sohnes an den Vater, der sich erhalten hat: Noch vor dem Wochenfest, Schawuot, wolle er, Samson, die Beruhigung geben, dass er alles aufgebieten habe, um das drohende Unheil abzuwenden. Er habe weltliche und geistliche Behörden für den wirksamen Schutz der Juden in Worms gewinnen können. Dazu gehörten der Reichshofrat und der Erzbischof von Breslau, der zugleich Bischof von Worms war - und ein Schwager des Kaisers und ein Freund Samson Wertheimers. Die Intervention bei einschlägigen kaiserlichen Stellen zeitigte Erfolg, die Zahlungen wurden gestundet, die Exekution unterblieb -, „Verhängnis und strenges Urteil“ waren von der jüdischen Gemeinde abgewendet. Überdies hatte Samson Wertheimer die Rossmühle in der Nähe des Judenviertels erworben, wo Juden unter entwürdigenden Bedingungen Hilfsdienste leisten mussten. Damit hatte es mit dem Ankauf der Mühle durch Samson Wertheimer ein Ende.

Ein Hochzeitsfest zum Schluss! Zur Vermählung seiner Tochter Tolza – „Tolza“ klingt weltläufiger als der Name der Wormser Nichte „Dolzele“ – zur feierlichen Hochzeit also von Tolza und Josef, dem Sohn des Landesrabbiners von Böhmen, David Oppenheim, der wie Wertheimer in Worms geboren wurde, lud Samson Wertheimer den Rabbiner und den Vorstand der jüdischen Gemeinde Worms nach Prag ein. Die Einladung Samson Wertheimers datiert auf den 14. August 1707. Ein Ehrentag für die Wormser Gemeinde, heißt es bei David Kaufmann, fänden sich doch die Kinder ihrer zwei berühmtesten Söhne zusammen. Ob der Rabbiner und die Vorsteher, wozu auch Josef und Meir Wertheimer gehörten, nach Prag fuhren, ist nicht überliefert. Erhalten ist jedoch der Grabstein des Rabbiners. Er liegt nur ein paar Schritte hinter Josef Wertheimers Epitaph im Rabbinertal. Rabbi Naphtali Hirsch stammte aus Spitz in Niederösterreich. Im rundbögigen Kopf seines Grabsteins sehen wir einen springenden Hirschen, ein Namens-Wappen. Und wir haben Psalm 42,2 vor Augen: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, Gott, nach dir.“ Was für ein lebendiges Spiel mit der Schrift!

# Kampf an zwei Fronten

Patriotismus ohne Dank – Jüdische Soldaten im Ersten Weltkrieg

Gregor Pelger

**A**thies, ein Dorf der Somme, 24. September 1916. Zu den Hohen Feiertagen hat die deutsche Kommandantur eine Scheune zur Verfügung gestellt. Einige jüdische Soldaten treffen im Vorderhaus des Bauernhofs zusammen. Als der Bauer von der Anerkennung jüdischer Soldaten in der französischen Armee erzählt, kommt es zu einem Gespräch unter den Deutschen:

„So“, sagt Wolff, „so spricht der französische Bauer von seinen jüdischen Landsleuten! Wenn der Mann eine Ahnung hätte, wie unser Land uns ansieht, wie selbst manche Kameraden über uns reden! – Dazu läuft man von der Hochschule weg – hab’s nicht erwarten können ---“

„Ach was“, sagt Leutnant Schwarz, „die paar Antisemiten sind nicht das Volk. Aber ganz egal: Wir müssen uns durchsetzen, wir müssen beweisen, daß wir genau so gute Deutsche sind wie unsere Kameraden – mehr noch, wir müssen uns hervortun vor allen Anderen, wir müssen die Gelegenheit benutzen, einmal zu zeigen, was man vielleicht nicht sehen will –“

„Herr Leutnant“, fällt Nathan gereizt ein, „das ist alles gut und schön, aber verstehen Sie doch: Wir kämpfen nach zwei Fronten! Nach einer wäre es schon genug. – Dabei aber noch diese blöde Zurücksetzung – warum, zum Teufel! Denselben Dreck hat man auf sich wie die Anderen auch – da ist man der Kamerad, aber sonst ist man 'der Jud'!“<sup>1</sup>

Dieser Dialog, der an das „Kaisergespräch“ im berühmten Antikriegsroman *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque erinnern mag, entstammt dem Tagebuch des Unteroffiziers Julius Marx, das den erinnerten Alltag deutscher jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg zu fassen sucht.<sup>2</sup> Literarisch gehoben, verweist die Unterhaltung der beiden darauf, dass schon zeitgenössisch die Diskussion um die Anerkennung deutscher Soldaten jüdischen Glaubens in aller Bewußtsein war und von den Betroffenen klarsichtig geführt wurde. Auch beschreibt die Szene knapp den Widerspruch von Patriotismus und mangelndem Angenommensein, jenes Dilemma, als zweitklassige Kameraden behandelt zu werden, wie es jüdische Soldaten in den Armeen des kaiserlichen Reichs erlebten.

Der Beginn des Weltkriegs erschien vielen deutschen Juden als eine willkommene Gelegenheit, ihre unzweideutig nationale Gesinnung unter Beweis zu stellen und das weit über die kollektiv-patrio-

**Ausruf!**  
**An die deutschen Juden!**

In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen.  
Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich.

Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle – Männer und Frauen – stellet Euch durch persönliche Hilfeleistung jeder Art und durch Hergabe von Geld und Gut in den Dienst des Vaterlandes!

Berlin, den 1. August 1914.

**Verband der Deutschen Juden.  
Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.**



Julius Marx

tische Stimmung hinaus, in der Zuversicht, damit zugleich althergebrachten feindseligen Schlagwörtern wie „Feigheit“ und „Drückebergerei“ entgegenzuwirken. „Gerade wir Juden wollen zeigen, daß altes Heldenblut in uns lebt, und daß wir in Jahrtausenden nicht umsonst gelernt haben, Opfer zu bringen,“ so beteten laut *Allgemeiner Zeitung des Judentums* zahlreiche Gemeinden am Morgen des 2. August 1914.<sup>3</sup> Der *Verband Deutscher Juden* (VdJ) wie auch der *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (CV) riefen in Anzeigen dazu auf, „über das Maß der Pflicht hinaus“ die „Kräfte dem Vaterland zu widmen“.

Wer diesem Ruf zu den Waffen folgte, war euphorisch gestimmt, wie der Arzt Nathan Wolf, der sich sogleich zum „1. Mobilmachungstag“ meldete. Gebürtig aus Wangen am Untersee wurde er in die badische Garnison Müllheim überstellt. Sein frisch angelegtes Tagebuch hält begeistert fest: „3. August: Montag Abend in Müllheim: Auf der Fahrt so viele Bekannte getroffen, Reserve-Offiziere und Mediziner, daß ich mich gleich heimisch fühlte.“<sup>4</sup> Auch von den ersten Kriegsstrapazen lässt sich Wolfs Patriotismus nicht beirren: „Mir ist in diesem Krieg nie in den Sinn gekommen, dass ich Jude bin, ich fühle mich so eins mit meinen Kameraden und

Man ist in diesem Krieg wie in die Welt gekommen,  
 das ich fröhlich bin, ich fühle mich so sehr mit mei-  
 nen Kameraden und ich weiß nicht, dass es uns nie  
 zum Bewusstsein kommt. Ich fühle mich alle gut  
 deutsch und besonders bairisch. Hans H. Schuler schreibt  
 mich gestern, dass in der nächsten Woche in der Front.



Sammlung der Orden  
 des Nathan Wolf



Nathan Wolf

Abbildungen auf dieser Seite:  
 DigiBaeck, Nathan Wolf,  
 ME 1569. Courtesy of the Leo  
 Baeck Institute

sie mit mir, dass es uns nie zu Bewusstsein kommt; wir fühlen uns alle gut deutsch und besonders bairisch.“ (9. April 1915)

In der Tat ließ der Auftakt des Kriegs auf die endgültige, die lang ersehnte Gleichstellung aller Deutschen hoffen. Nach dem kaiserlichen Burgfrieden des 4. August wollte Wilhelm II., ganz gegen seine bekannt antijüdische Gesinnung, von nun an „nur noch Deutsche [...] ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied, ohne Konfessionsunterschied“ kennen. Die „Staatsbürgerzeitung“ erklärte, dass sie „im Hinblick auf die patriotische Haltung der gesamten Bevölkerung von nun an ab ihren Charakter als antisemitisches Blatt aufgibt, und zwar nicht nur im Krieg, sondern auch für den Frieden“<sup>5</sup>.

So schien auch an der Front die Gleichberechtigung jüdischer Soldaten und Respekt vor ihrem Glauben endlich Realität zu werden: Feldrabbiner wurden angeworben und boten sich an, Gottesdienste zu organisieren und die Feiern an Festtagen zu leiten. Hierfür wurden die jüdischen Kameraden meist vom Dienst befreit; die Heeresleitung stellte mehr oder minder geeignete Räumlichkeiten (wie auch die Szene eingangs es zeigt) zur Verfügung. Die bemerkenswert große seelsorgerliche Wirkung, die von unermüdeten Feldrabbinern wie etwa Leo Baeck oder Paul Lazarus (Kalonymos 2014.2, S. 1–5) ausging, ist in zahlreichen Briefen und Tagebüchern bezeugt.<sup>6</sup>

Schließlich fielen auch die hemmenden Schranken einer Militärtaufbahn durch das geteilte Graben- und Trichtererlebnis: Von etwa 100.000 jüdischen Kriegsteilnehmern wurden mehr als 20.000 befördert, davon über 2.000 zu Offizieren, 30.000 wurden mit hohen und auch höchsten Auszeichnungen gewürdigt.

Dennoch blieb die Gleichstellung Schimäre. Die „gemeinsame Bluttauf des Schlachtfeldes“ rief keineswegs die „Verbrüderung, die unvergänglich ist“, hervor, wie sie der Mitbegründer des Centralvereins Ende 1914 noch beschworen hatte.<sup>7</sup> Bereits im Oktober 1914 widerrief die „Staatsbürgerzeitung“ ihre Erklärung von Anfang August, „insofern sie sich auf die Zeit nach dem Krieg erstreckt“. Und während Antisemiten wie Theodor Fritsch trotz „Burgfrieden“ und der Androhung hoher Geldstrafen unverhohlen mit völkischen Parolen die Öffentlichkeit aufzustacheln suchte,<sup>8</sup> erfuhren viele jüdische Soldaten an der Front täglich Schika-

nen und Demütigung.

So fragt in Marx' Tagebuch der Kriegsfreiwillige Kern den Artillerie-Leutnant Steinmann: „muss ich mir gefallen lassen, daß mein Zugführer ‚kleiner Jud‘ zu mir sagt – beim Brotfassen, beim Wache-Schieben, zur Patrouille?“ Nach klarem „Nein“ und der Aufforderung, dies dem Kompanieführer zu melden, berichtet der Soldat weiter: „Das habe ich getan. ‚Sie dürfen nicht so empfindlich sein‘, hat er gesagt; dann hat er den Zugführer kommen lassen, und dann haben sie über mich gelacht.“<sup>9</sup> Was hier anekdotisch erscheint, wurde Vielen zu einer nur allzu vertrauten Erfahrung. Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Beschwerden, letztere oft auch stellvertretend durch CV und VdJ an Vorgesetzte und Behörden gerichtet, zeichnen ein scharfes Bild weit verbreiteter Vorurteile und antisemitischen Verhaltens im Heer.<sup>10</sup> In wohlweislicher Vorausahnung hatte der Vorstand des CV im Kampf um Anerkennung schon bald nach Kriegsbeginn darum gebeten „alles auf die Beteiligung der Juden am Kriege Bezügliche mitzuteilen, da der Umfang der Beteiligung deutscher Juden an dem Feldzuge für spätere Zeiten festgestellt werden“ müsse. Darunter fielen „nicht etwa nur die Angaben von Namen und Schicksalen der Kriegsteilnehmer, sondern vor allen Dingen auch die kleinen Vorfälle, welche die Stimmung kennzeichnen und charakterisieren“.<sup>11</sup> Vieles von dem, was jüdische Militärs von ihren Mitkämpfern hinnehmen mussten, blieb zweifellos undokumentiert. Die bekannt gewordenen Klagen über Verunglimpfung und ausbleibende Beförderung aber sprechen eine unmissverständliche Sprache. Sie lassen einen virulenten Antisemitismus mit zum Teil schwerwiegenden Folgen erahnen und mehr als nur erahnen – von behördlicher Seite ignoriert oder geleugnet. So wurde auch Vizefeldwebel Marx nach ungewöhnlich langer Wartezeit erst im Juli 1917 zum Leutnant befördert.

Spott und Benachteiligung gehörten längst zum harten Alltag deutscher Soldaten jüdischen Glaubens, als Kriegsminister Adolf Wild von Hohenborn am 11. Oktober 1916 jene Anordnung erließ, die sehr bald unter dem Schlagwort „Judenzahlung“ kursierte. Anlass der „Nachweisung der beim Heere befindlichen [...] wehrpflichtigen Juden“ sowie „Nachweisung über noch nicht zur Einstellung gelangte[n] [...] Juden“ – so die Anlagen zur Anordnung – waren angebliche Klagen aus der Bevöl-



kerung „daß eine unverhältnismäßig große Anzahl wehrpflichtiger Angehöriger des israelitischen Glaubens vom Heeresdienst befreit sei oder sich von diesem unter allen möglichen Vorwänden drücke“ bzw. „eine große Zahl im Heeresdienst stehender Juden verstanden haben, eine Verwendung außerhalb der vordersten Front, also in dem Etappen- und Heimatgebiet und in Beamten- und Schreiberstellen zu finden“. Zwar erkannte der Nachfolger im Ministeramt, Herrmann von Stein, bereits am 11. November 1916 in einer weiteren Verordnung, dass die „angeordnete Nachweisung über Angehörige des israelitischen Glaubens [...] in der Öffentlichkeit und auch bei einigen Kommandostellen eine der Absicht des Kriegsministeriums nicht entsprechende Auslegung gefunden“ hatte. Dabei sei jedoch die „verfügte Erhebung [...] nur zur eigenen Unterrichtung des Kriegsministeriums bestimmt“ gewesen. Keineswegs hingegen sollten „Behörden usw. daraus Gelegenheit nehmen, Juden aus ihren bisher innegehabten Stellungen zu entfernen“. Ungeachtet der Beteuerungen des Kriegsministeriums, „daß antisemitische Absichten durch die Verfügung selbstverständlich in keiner Weise verfolgt worden sind“<sup>12</sup>, führte die „Juden-zählung“ vom Herbst 1916 zu einer tief- und weitreichenden Zäsur zwischen deutschen Juden und ihrem Heimatland, sprich der „Bevölkerung“.

Als Julius Marx zwecks Zählung am 2. November zu seinem Kompanieführer beordert wird, fragt er: „Was soll denn dieser Unsinn?! Will man uns zu Soldaten zweiten Ranges degradieren, uns vor der ganzen Armee lächerlich machen? Man schikaniert uns, befördert uns nicht, tut aber doch entrüstet, wenn sich dann mancher den Krieg lieber von der Etappe aus ansieht –!“ Wohl stimmt ihm der Vorgesetzte zu, doch muss Marx danach die verlangten Angaben zu seiner Person machen. Sein Tagebuch verflucht den Zwang: „Pfui Teufel! Dazu also hält man für sein Land den Schädel hin –“.<sup>13</sup>

Neben persönlichen Aufzeichnungen sind es vor allem die regelmäßigen Berichte der Feldrabbiner an den VdJ, die uns die markant negativen Auswirkungen der „Juden-zählung“ auf Moral und Selbstbild vor Augen führen.<sup>14</sup> Überdies mussten sich doch alle jüdischen Bürger, die ihren Patriotismus nicht unmittelbar im Schützengraben bewiesen, sondern das Heer in der Etappe, als Ärzte oder gar von zuhause – etwa in kriegswichtiger Produktion – unterstützten, als „Drückeberger“ stigmatisiert seh-



Georg Meyer

en. Georg Meyer, Hauptmann, notiert sein Entsetzen nach Erhalt des Befehls zur „Juden-zählung“ in sein Tagebuch: „Das nach 2 Jahren großer Zeit und völliger Hingabe an unsere Heimat! Mir ist als hätte ich eine furchtbare Ohrfeige erhalten.“ Im Frieden würde er seinen Abschied nehmen, jetzt aber müsse er erst recht aushalten: das Angebot, zu den Siemens-Schuckert-Werken als Oberingenieur zurückzukehren, schlägt er aus. „Ich werde diese Statistik nun nicht mehr verschlechtern und bleibe also im Felde“, schreibt der Träger des EK II. und I. Klasse an seine Frau. Georg Meyer fiel am 15. Dezember 1916 bei Verdun.

Wenige Tage später wandte sich Justizrat Felix Meyer brieflich an Paul von Hindenburg und betonte, wie sehr sein Bruder „bis in den Todeskampf hinein unter den infamierenden Umständen der formularmäßigen Nachforschung nach seinem Glauben“ gelitten habe. Hindenburg antwortete noch vor Jahresende aus dem Generalhauptquartier. Die Erbitterung könne „sich füglich nur gegen eine falsche Verdächtigung wenden“, „nicht aber gegen eine Massregel, durch welche die Anschuldi-gung widerlegt“ werden und damit allen jüdischen Glaubensgenossen „Genugtuung verschafft werden“ sollte...<sup>15</sup>

Zwei weitere Jahre galt es noch dem Vaterland zu dienen, ehe die Waffen an den Fronten endlich schwiegen. Die Front nach innen jedoch, die gegen Vorurteil und Verächtlichmachung, kam nicht zur Ruhe, rückte bedrohlich näher und näher. Die höhnischen Angriffe nahmen zu. Alfred Roth, Antisemit, veröffentlichte unter dem Pseudonym „Otto Armin“ 1919 auf der Grundlage der unvollständigen, eigentlich vertraulichen Zählung vom Herbst

DigiBaeck, Georg Meyer Collection, AR 506. Courtesy of the Leo Baeck Institute



Dolchstoßlegende.  
Antisemitische Postkarte,  
Österreich 1919.



1916 *Die Juden im Heer. Eine statistische Untersuchung* nach amtlichen Quellen, um das Stigma „Feigheit und Drückebergertum“ tiefer einzubrennen. Jakob Segall, Leiter des Bureau für Statistik der Juden, brachte 1921 eine solide Studie heraus: *Die deutschen Juden als Soldaten im Krieg 1914–1918*. Dank der fortlaufenden Datenerhebung der jüdischen Gemeinden, wie sie von CV und VdJ angeregt worden war, wies Segalls Arbeit den patriotischen Einsatz an der Front nach – die Roth-Otto Armin'schen Verleumdungen zurückweisend, die Zahlen zurechtrückend. Seit 1919 wehrte sich *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* (RjF) gegen die Verschwörungs- und Hasstiraden, bemühte sich um die Würdigung der Leistungen jüdischer Soldaten und forderte Respekt für 12.000 gefallene Kameraden. Vorurteil, Verkennung und Verleumdung deutscher Juden ließen sich jedoch nicht mindern, vielmehr verfestigten sie sich.

Gegen Ende des Gesprächs im Bauernhof von Athies meldet sich Julius Marx als Erzähler des Tagebuchs selbst zu Wort:

„So ist's,“ sage ich, „Nathan hat recht. Der Durchschnittsdeutsche mag eben den Juden nicht. Ich möchte hier nichts sein als ein deutscher Soldat – aber man sorgt nachgerade dafür, daß ich's anders weiß! Und wie im Feld, so ist es auch daheim: Seit über 200 Jahren wohnt meine Familie in einem schwäbischen Dorf – wir lieben dieselben Pappelbäume, denselben Bach, denselben Wald, wie die Anderen – freuen uns, wie sie, wenn wir irgendwo in der Fremde den Namen unserer Heimat lesen oder nennen hören, wenn wir uns irgendwo begegnen. Und dennoch – auch dort dieser Abstand! Wir lieben unsere Heimat, wenngleich man uns nicht liebt, und müssen fast froh sein, sie überhaupt lieben zu dürfen. Es ist schon so, wie Nathan sagt: Wir kämpfen nach zwei Fronten – nach der einen für den Sieg Deutschlands, nach der anderen, um unsere Gleichberechtigung in Deutschland.“<sup>16</sup>

#### Anmerkungen

1. Julius Marx, *Kriegs-Tagebuch eines Juden*, Frankfurt/M. 2. Aufl. 1964, S. 128-129.
2. Dass die Authentizität als unmittelbar niedergelegtes Tagebuch nicht leicht einzuschätzen ist – Marx konnte es 1939 erstmals in der Schweiz veröffentlichen – bringt U. Sieg, *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe* (Berlin 2001), S. 124, zum Ausdruck: „Über Marxens Gefühle erfahren wir hingegen nur wenig. Die Selbststilisierung als tapferer Soldat mit Herz für die Zivilbevölkerung tritt an die Stelle der detailgenauen Rekonstruktion des Vergangenen. Bedenkt man, daß Marx mit seiner 1939 in Zürich erschienenen Veröffentlichung gegen den Rassenwahn des NS-Regimes protestierte, ist dies mehr als verständlich. Doch sollte man sich davor hüten, seine Verklärung des jüdischen Frontkämpfers als schlichtes Abbild der Realität aufzufassen.“ (S. 124)
3. *Die Woche*. Zitiert in: *Allgemeine Zeitung des Judentums* (78/32), 7. August 1914, S. 374.
4. *Kriegs-Tagebuch mit Kurzbiographie von Nathan Wolf* bei DigiBaeck, Nathan Wolf, ME 1569 (Fotos 24413–24416).
5. *Der Krieg*. Stenographischer Bericht über die Versammlung des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, am Montag, dem 23. November 1914 im Beethoven-Saal in Berlin. In: *Im deutschen Reich* (21/1), 1.-2. Januar 1915, S. 21.
6. David J. Fine, *Jüdische Soldaten und Religion an der Front*. In: Ulrike Heikus, Julia B. Köhne (Hg.), *Krieg! Juden zwischen den Fronten*, Berlin 2014, S. 135-154.
7. *Der Krieg*, 1915, S. 6.
8. Siehe ebenda S. 21 und folgende Ausgaben der Zeitschrift *Im deutschen Reich*.
9. Marx, *Kriegs-Tagebuch*, S. 130.
10. Anna Ullrich, „Nun sind wir gezeichnet“ – Jüdische Soldaten und die „Judenählung“ im Ersten Weltkrieg. In: Heikus/Köhne, *Krieg*, 2014, S. 217-238.
11. An die Ortsgruppen und Mitglieder des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens! In: *Im deutschen Reich* (20/9), 9. September 1914, S. 339 f.
12. Auf Beschwerden gegen die Judenählung im Heere. In: *Im deutschen Reich* (23/2), 2. Februar 1917, S. 69 f.
13. Marx, *Kriegs-Tagebuch*, S. 138.
14. Sabine Hank, Uwe Hank, Hermann Simon, *Feldrabbiner in den deutschen Streitkräften des Ersten Weltkrieges*, Berlin 2013.
15. *Tagebuchauszüge und Korrespondenzen von und über Georg Meyer* bei DigiBaeck, Georg Meyer Collection, 1958 – AR 506.
16. Marx, *Kriegs-Tagebuch*, 129 f.

# „Vergoldet von den Strahlen der Erinnerung“

Verlorene Heimat in der Erinnerung der Bromberger Familie Cohn (1918–1920)

Karol Górski

Während die Stadt Posen zum Jahreswechsel 1918/19 Hauptschauplatz der militärischen und politischen Wirren des Großpolnischen Aufstands war, blieb die im Innern der Provinz, also jenseits der Kampflinien, beheimatete Bevölkerung von den Begebenheiten dieser für die Provinz Posen schicksalsträchtigen Wochen und Monate weitgehend unberührt. Ein gutes Beispiel dafür ist die damals in der Stadt Bromberg (Bydgoszcz) lebende jüdische Familie Cohn. Diese aus dem Großraum Bromberg stammende und in der Übergangszeit 1918–1920 schon seit ca. 20 Jahren in der Kreisstadt lebende Familie gehörte dem sogenannten deutschen Judentum an. Sie fühlte sich mit dem dortigen Deutschtum eng verbunden, bediente sich im Alltag der deutschen Sprache und beging die deutschen nationalen Feiertage. Die Gottesdienste in der Bromberger Synagoge wurden in deutscher Sprache gehalten, das Hebräische wurde in geringem Umfang nur an der jüdischen Schule unterrichtet. Auf diese Art und Weise manifestierten sich allgemeine Assimilationstendenzen der jüdischen Bevölkerung in den östlichen Teilen Preußens; der Prozess ihrer Verschmelzung mit dem nichtjüdischen deutschen Umfeld zeichnete sich hauptsächlich in den größeren Städten der Provinz ab. So hob der überwiegende Teil der Bromberger Juden seine Verbundenheit mit dem deutschen Staatswesen hervor und brachte seine nationale Gesinnung in der Begeisterung für deutsche Sprache, Kultur und Bildung zum Ausdruck.

Die aufschlussreichen Erinnerungen von Alfred Cohn vermitteln einen guten Eindruck von dieser jüdisch-deutschen Gemengelage. Er zeichnet darin ein Bild seiner in Bromberg verbrachten Kindheit und Jugendzeit. Seine *Erinnerungen an Bromberg*<sup>1</sup> (EaB) stellen ein relevantes Zeugnis des betreffenden Zeitgeschehens dar, das er als damals Achtzehnjähriger bewusst wahrnahm. Die Familie war sowohl geschäftlich als auch privat von den sich vor Ort vor und während des Ersten Weltkrieges abspielenden Geschehnissen recht wenig betroffen, obwohl im Familienkreis auch den dem deutschen Staate gebührenden Pflichten im Kriege nachgegangen werden musste. Trotzdem wurde das Ende des Krieges in Cohns Erinnerungen mit Erleichterung aufgenommen. Was aber schon bald für die Heimatprovinz und seine Familie folgen würde, ahnte er noch nicht. Dazu schreibt er: *Im November 1918 hatte der Weltkrieg nun endlich sein Ende*

*gefunden. Alles atmete auf. Unsere Familie hatte den Krieg vergleichsweise gut überstanden. Gewiss, viele unserer Verwandten waren im Felde gewesen.*“ (EaB, S. 164)

Der junge Cohn, den das Kriegsende vor dem unvermeidlichen Einzug ins Militär gerettet hatte, konnte also zunächst nach Herzenslust die friedlicher werdende Zeit der ersten Wochen nach dem Kriegsende in jugendlicher Sorglosigkeit genießen. Über das neue Bild der Stadt und die herrschende Stimmung gibt er in folgenden Worten Auskunft:

*Auch wir waren froh darüber, dass nun wieder friedliche Zeiten einkehren sollten. Bald belebte sich das Stadtbild in auffallendem Maße. In der Danziger Straße herrschte der alte Friedensbetrieb, es war ein derartiges Gedränge, dass man kaum vorwärts kommen konnte. (...) Wir hatten das Abitur hinter uns und konnten nun unsere Freiheit genießen. Die Straßenbeleuchtung fing an, besser zu werden, auch die Schaufenster der Geschäfte waren abends wieder beleuchtet, die Menschen dachten wieder an Vergnügungen – kurz – das Leben machte bereits jetzt mehr Freude. Bis April 1919 war zum Bummeln noch reichlich Zeit.* (EaB, S. 164–165)

Allmählich ziehen aber für das Schicksal der Provinz und ihrer deutschen Bevölkerung, und damit auch der jüdischen Bürger, dunkle Wolken heran. Während in Posen, der Hauptstadt der Provinz, auch für Bromberg selbst verhängnisvolle Vorkommnisse bereits im Gange sind, ist hier die Stimmung noch ungetrübt. Die Geschwister Cohn erleben die Zeit um Weihnachten und Neujahr 1918/19 unbeschwert – und bewundern den im Lichterglanz erstrahlenden Weihnachtsbaum in einer nachbarlichen Wohnung. Und Alfred, der angehende Student, geht noch mehrere Monate lang seinen Freizeitleistungen nach, dem Klavierspielen und Tanzstunden. Zunehmend wird ihm aber eine sich ändernde Stimmungslage bewusst, die darauf hinweist, dass weitgehende Veränderungen für Europa und Deutschland, demzufolge auch für die Provinz Posen, vor der Tür stehen. Zwar wurden die Ereignisse des gerade in Posen ausgebrochenen Aufstandes nicht beim Namen genannt, aber die Äußerungen eines polnischen Bekannten der Familie Cohn lassen in Bezug auf die zu erwartenden Umwälzungen keinen Zweifel mehr offen:

*Unser Fußpfleger, der polnische Herr Twardowski, versuchte uns auseinanderzusetzen, dass die politische Entscheidung eigentlich ganz gerecht wäre.*



Eisenlager der Cohns in Krone.  
Begründet von Alfred Cohns  
Großvater.

„Jeder muss sein Land bekommen, Frankreich bekommt Elsass-Lothringen, Polen bekommt die Provinz Posen, Israel bekommt Palästina“. Das war für uns kein Trost. (EaB, S. 176)

Da in der Tat die Kampffront des Aufstands im Frühjahr 1919 noch in einiger sicherer Entfernung von der Stadt verlief und die großpolnischen Aufständischen es nicht schafften, nach Bromberg vorzudringen, blieben die städtischen deutschen und jüdischen Bürger von den Unannehmlichkeiten des direkten Kampfgeschehens weitgehend verschont, abgesehen von den Aktivitäten des örtlichen Grenzschutzes, der mit Gewalt die Stadt und die umliegende Region schützen konnte. Daher enthalten Cohns Erinnerungen keine direkten Äußerungen zum Aufstand selbst, weder zur Situation in der Region, noch in der Stadt. In seinen Erinnerungen finden sich nicht einmal kleinste Anspielungen auf die Belange des Großpolnischen Aufstands – auch keine Hinweise auf die antipolnische Kampagne und die politische Pressefehde, die besonders nach dem Ausbruch des Großpolnischen Aufstands einsetzte. Ebenso wenig lesen wir von der Drangsalierung der polnischen Bevölkerung durch ‚volksdeutsche‘ Aktivisten, die zu diesem Zeitpunkt in Bromberg stattfand und die sogar von manchen deutschen Bromberger Bürgern öffentlich kritisiert wurde. War es Ignoranz oder war es Verdrängung der vor seinen Augen immer verhängnisvoller sich entwickelnden Zustände? Denn im Gegensatz dazu finden die unmittelbaren Folgen des „vor der Stadt“ ausgetragenen Aufstands für die Bromberger Juden und für seine Familie selbst in mehreren Passagen seines Erinnerungswerks einen durchaus anschaulichen Ausdruck. So greift der Verfasser die noch vor der Friedenskonferenz in Versailles unternommenen Versuche auf, es durchzusetzen, die Stadt Bromberg und ihr Umland im Einflussbereich des Deutschen Reichs zu belassen. In diesem Sinne berichtet Cohn von Protesten der deutschen Bevölkerung, die am 2. und 3. Juni 1919 in der Stadt stattfanden. Nach seiner Wahrnehmung haben sie folgendermaßen ausgesehen:

*Am Montag und Dienstag fanden in Bromberg dann große Protestkundgebungen gegen die Loslösungen des Netzedistrikts von Deutschland statt. Fast die ganze deutsche Bevölkerung war auf den Beinen. Schüler und Schülerinnen mit schwarzweißen Abzeichen zogen durch die Straßen und führ-*

*ten Transparente mit patriotischen Aufschriften mit. (...) Am Neuen Markt und am Friedrichplatz hielten Geistliche Ansprachen an die Bevölkerung, es war ein Bild, wie es Bromberg wohl kaum jemals gesehen hatte. Den Anlass der Kundgebungen bildete die Anwesenheit von alliierten Journalisten, die sich über die Zusammensetzung der Bevölkerung in der Provinz Posen orientierten wollten.* (EaB, S. 170–171)

Da aber die Forderung nach dem Verbleib größerer Landesteile entlang der Netze (*Notec*) letztendlich durch die Entscheidungen in Versailles erfolglos blieb, so erhob sich naturgemäß nicht nur für die hiesigen Deutschen, sondern auch für die deutschen Juden die große Frage, ob man im polnisch gewordenen *Bydgoszcz* bleiben oder nach Deutschland abwandern sollte.

Diese Frage stellte sich auch der Familie Cohn. Die Eltern begannen, sich mit dem Gedanken abzufinden, bald nach Deutschland auswandern zu müssen, was allerdings einigen Familienmitgliedern anscheinend nicht allzu schwer fiel, insbesondere seiner Mutter als einer überzeugten Anhängerin deutscher Kultur und Kunst:

*Mama war begeistert, und damals entstand in ihr schon der Wunsch, späterhin einmal nach Berlin zu ziehen. Ein verständlicher Wunsch! Stand es doch Weihnachten 1919 schon fest, dass Bromberg in kurzer Zeit von den Polen besetzt werden würde. Das Schicksal der Heimat war bereits entschieden.* (EaB, S. 176)

Entgegengesetzter Ansicht war der Vater. Als erfolgreicher und anerkannter Bromberger Kaufmann konnte er sich weniger mit dem Verlust seines gutgehenden Geschäftes abfinden. Entsprechend beschrieb sein Sohn Alfred die väterliche Wahrnehmung der Auswanderung:

*Der erste Schicksalsschlag traf Papa, als unsere Familie im Dezember 1920 von Bromberg nach Berlin übersiedelte. Es fiel Papa überaus schwer, Haus und Hof, wo er so viele glückliche Jahre verlebt hatte, zu verlassen. Aber immer stellte sich Papa auf den Boden der Tatsachen und fand sich späterhin mit der Übersiedlung nach Berlin ab.* (EaB, S. 15)

Da die von der Friedenskonferenz am 28. Juni 1919 vertraglich verabschiedeten Entscheidungen erst ein halbes Jahr später in Kraft traten, sollten die Stadt und Region im Januar 1920 endgültig an Polen abgetreten werden. So erlebte Cohn ein sich

bedeutungsschwer wandelndes Stadtbild:

*Am 20. Januar 1920 war unsere Heimat von den Polen besetzt worden. (...) Statt der deutschen Aufschrift „Schneidemühl – Bromberg“ war an den weißen Schildern außen jetzt „Piła – Bydgoszcz“ zu lesen. Das erste polnische Militär wurde sichtbar. Die viereckige Mütze war sehr kleidsam und gab den Soldaten ein charakteristisches Aussehen. (...) In wenigen Monaten hatte sich das Stadtbild schon wesentlich verändert. In den Straßen sah man polnische Soldaten (...) Die Straßennamen waren alle polnisch, die Friedrichstraße hieß jetzt die Lange Straße „ulica Długa“. Statt „Eisenwaren“ konnte man an Papas Geschäft jetzt „Skład żelazny“ lesen. (EaB, S. 177–178).*

Bei der Entscheidung der Familie, nach Berlin zu ziehen, spielten also auch die nationalen Gegebenheiten des polnisch gewordenen Umfeldes mit. Mit Enttäuschung nehmen die Familienmitglieder wahr, dass bei der Besetzung Brombergs durch die Polen der bisher deutsche Kapellmeister Schydlo plötzlich Pole geworden sei und an der Spitze der nun polnisch gewordenen Militärkapelle beim Einzug in die Stadt gestanden hätte. Oder den Umstand eines erschwerten, auch sprachlich bedingten Kontaktes mit den Zuzüglern aus dem Inneren Polens, dem ehemaligen Kongress-Polen. Während die Juden sich zuvor mit den Bromberger Polen (nicht zuletzt über das Deutsche) gut verstanden hatten, waren nun die „Kongresspolen“ für sie sprach- und kulturmäßig fremde Menschen, die zum großen Teil auch kein Deutsch sprachen.

Diese Umstände waren sicher die entscheidenden Beweggründe für die letztendliche Übersiedlung nach Deutschland, wenn auch die Entscheidung mit Existenzfragen und Bedenken sentimentaler Natur verbunden war. Die Liebe zur verlorengehenden Heimat war augenscheinlich nicht ohne Bedeutung:

*Es war natürlich nicht einfach, Haus und Hof zu verlassen, wo man 20 Jahre lang gewohnt hatte. (...) Ob man auf der anderen Seite der Grenzen bald wieder eine solche Existenz finden würde, war zumindest sehr zweifelhaft. Ferner war der Osten unserer Heimatboden, auf dem unsere Vorfahren schon lange Zeit hindurch gelebt haben. Man konnte sich daher sehr schwer von der Heimat trennen. (EaB, S. 185)*

Alfred Cohn beschreibt das Verhalten der polnischen Behörden den jüdischen Ausreisenden gegenüber als menschlich großzügig. So konnten „die Auswanderer ihr Hab und Gut – sogar Möbel – gegen Zahlung einer bestimmten Auswanderer-Abgabe mitnehmen“ (EaB, S. 187). Mit dem Ausreisezwang hatte sich der junge Cohn, der als Student in den Jahren 1919–1920 in Berlin bereits Fuß gefasst hatte, wohl viel leichter als seine Eltern abgefunden:

*Ich will offen gestehen, dass mir der damalige Umbruch in der Geschichte unserer Heimat zu jener Zeit nicht so schmerzlich zum Bewusstsein gekommen [war], weil ich schon vorher in Berlin studiert hatte und mit Eltern und Geschwistern wieder vereint sein konnte. (EaB, S. 190–191)*

Als sich der Verfasser der Erinnerungen samt seiner Familie von seiner Heimat trennte, konnte er nicht ahnen, was ihnen allen das „gelobte Land“ Deutschland in den darauffolgenden dramatischen Jahren antun würde.

Zum Abschied von Bydgoszcz äußerte er sich eher symbolisch, das Bromberger Kapitel der Fami-

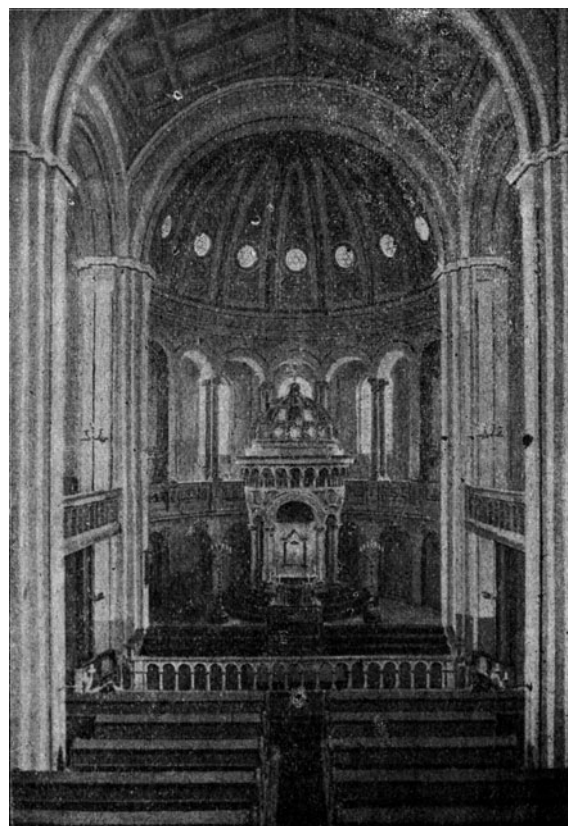


Foto: Posener Heimatblätter, 2. Jg., Nr. 10 (Juli 1928), S. 3

Synagoge in Bromberg.  
Eingeweiht am 9. September  
1884.

liengeschichte abschließend, wie folgt:

*Damit hatte am 15. Dezember 1920 ein langes Kapitel unserer Familiengeschichte sein Ende gefunden, ein neues fing an. (...) Aber nicht nur äußerlich war die Sonne verschwunden. Die Strahlen des Glücks, die uns 20 Jahre in Bromberg geschienen und uns erwärmt hatten, sind nicht mehr wiedergekehrt. (EaB, S. 187) Unser Theaterstück ist zuende! Der Vorhang hat sich gesenkt. Noch einmal sind all die Begebenheiten jener Epoche vor unserem geistigen Auge aufgetaucht. (EaB, S. 188)*

Was der Verlust der Heimat für die Betroffenen bedeutete und was im nächsten Kapitel des „Theaterstückes“ auf die Familie Cohn und viele andere jüdische Familien aus Bromberg und der ganzen ehemaligen Provinz Posen am Vorabend und während des Zweiten Weltkrieges an Menschenhass zukam, das wird von Alfred Cohn in der retropektiven Rekonstruktion seiner Erinnerungen nur angedeutet.

Der Verlust der Heimatstadt verlief für Alfred Cohn zwar schrittweise in Form von mehrmaligen Ausreisen und Rückfahrten in die Stadt während der ersten Semester seines Studiums in Berlin, das er noch im Frühjahr 1919 angefangen hatte. Dennoch war die Trennung von der Stadt schmerzlich, als sie dann endgültig wurde. Denn die persönliche Entscheidung zur Auswanderung war ja nur scheinbar frei, war durch höheren Orts in Gang gesetzte Umstände und objektive Gegebenheiten bewirkt worden und sicherlich vom Gefühl einer seelischen Verletzung, von Unsicherheit und Zukunftssorgen der Familie begleitet.

Daher lässt nur das Einfühlen in den seelischen Zustand der Auswanderer die inbrünstige Heimatliebe, mit welcher der Autor seine Erinnerungen abschließt, mit mitfühlendem Verständnis angemessen nachvollziehen. Abschließend sei also die letzte Passage seines Erinnerungswerkes mit Respekt zitiert:

*Im Gegensatz zu unseren Wanderungen, bei denen der Ausgangspunkt immer kleiner wird, bis er schließlich ganz verschwindet, wird auf unserem symbolischen Lebenswege unsere Heimat, wenn wir haltmachen und zurückblicken, stets licht und klar vor unserem geistigen Auge stehen, vergoldet von den Strahlen der Erinnerung, denn wir lieben sie ja. (EaB, S. 191)*

#### Autor

Karol Górski ist Leiter des Studiums für Fremdsprachen an der Hochschule für Logistik in Poznan. 2014 Promotion an der Adam Mickiewicz Universität Poznan zum deutschsprachigen Schrifttum über den Großpolnischen Aufstand 1918/19 in der Provinz Posen. Vorstandsmitglied des Posener Klubs der Gesellschaft der Freunde des Schildberger Landes und Mitglied der Polnischen Gesellschaft für Geopolitik (Ausschuss für deutschkundliche Forschungen). Mitbegründer der Wissenschaftlichen Gesellschaft „Ignacy Jan Paderewski“ in Poznan. Enge Zusammenarbeit unter anderem mit dem Deutschen Geschichtsverein des Posener Landes e.V. (Bad Bevensen), der Stiftung Martin Opitz Bibliothek (Herne) sowie der Landsmannschaft Weichsel-Warthe Bundesverband e.V. Zahlreiche internationale Konferenz- und Zeitschriftenbeiträge.

#### Anmerkungen



Alle Zitate nach der Ausgabe: Alfred Cohn: *Erinnerungen an Bromberg – Wspomnienia o Bydgoszczy*. Toruń, Wydawnictwo Adam Marszałek (Adam Marszałek Verlag), 2003.

*Nach dem Abschluss seines Medizinstudiums in Berlin ließ sich Alfred Cohn als Arzt in Breslau nieder. Seine Erinnerungen an die Bromberger Jahre verfasste er 1934 als ein Geburtstagsgeschenk für seinen Vater, Rudolf Cohn. Kurz vor der Deportation nach Theresienstadt sandte der in Berlin lebende Vater das Manuskript an seinen Sohn nach Breslau, um es so vor der Vernichtung zu retten. 1945, gegen Ende des Kriegs, verbrannte das Manuskript. Alfred Cohn hatte man 1938, dann wieder 1944–45 ins KZ verschleppt. Das Ende des Krieges erlebte er mit seiner Frau und Tochter in Breslau. Wieder war er in einer Stadt, die polnisch werden sollte. Er entschied sich in Wroclaw zu bleiben und als Arzt zu arbeiten. Und er schrieb seine Erinnerungen an Bromberg noch einmal – etwas gekürzt und verallgemeinernd – „aus der Erinnerung“.*

*1961 wurde er – zusammen mit seiner Frau – Opfer eines Raubmords.* red

# Buchgestöber

„Der gute Deutsche“ Der Futterhändler ist im letzten Kriegsjahr im besetzten Belgien stationiert, in Oost-Malle (Prov. Antwerpen). Konfrontiert mit der Not hunderter französischer Flüchtlinge aus Lille, hilft er ihnen auf beispiellose Weise. Für die Leute dort



Barbara Suchy: *Leo Meyer aus Hilden. Eine dokumentarische Erzählung.* Stadtarchiv Hilden. Droste Verlag, Düsseldorf 2016. 172 S. Zahlreiche Abb. 978-3-7700-6015-3

ist der deutsche Ortskommandant der „gute Deutsche“. Gut 20 Jahre später, 1939, ist er wieder in Oost-Malle – als armer jüdischer Flüchtling. Man hat ihn nicht vergessen. Überleben im Camp de Gurs; in einem Dorf im Limousin. 1949 Rückkehr nach Hilden, Tod 1953 – letzte Kämpfe, ein zeitgeschichtlich verstörendes Bild. Dies fein gestaltete Buch lebt aus 200 Briefen (1938-1953) und nicht weniger Recherche. Es ist ein hervorragend aufbereitetes, klug und packend erzähltes Dokument – eines starken Lebens, der Familie und Mitmenschen in Deutschland, mutiger christlicher Retter in Belgien und Frankreich. (Gewiss auch der Niedertracht, Grausamkeit und Gleichgültigkeit.) Unbedingt empfohlen; pädagogisch sehr wertvoll.

## Eingegangene Bücher (Besprechung vorbehalten)

Marion Ingram: *Kriegskind. Eine jüdische Kindheit in Hamburg.* Hg. u. übersetzt v. Ulrike Sparr. München u. Hamburg, Dölling u. Galitz Verlag 2016. 208 S., 16 Abb. ISBN 978-3-86218-084-4, 19,90 Euro

Hans-Hermann Seiffert: *Eine Sehnder Jüdin kommt zurück. Gerda Rose überlebt die NS-Todeslager Jungfernhof, Kaiserwald und Stutthof sowie den Todesmarsch.* Konstanz, Hartung-Gorre Verlag 2016. 129 S.; zahlr. Abb. ISBN 978-3-86628-568-X, 19,80 Euro

Andreas Losch, Thomas Reichert u.a. (Hrsg.): *'Alles in der Schrift ist echte Gesprochenheit'. Martin Buber und die Verdeutschung der Schrift.* Lich (Hessen), Edition AV Verlag (Martin Buber-Studien 2) 2016. 293 S. ISBN 978-3-86841-117-1, 19,90 Euro

13 Beiträge: „zum großen Teil für einen breiteren interessierten Rezipientenkreis gedacht, einige stärker fachwissenschaftlich geschrieben“.

Helmut Teufel, Pavel Kocman, M.Repa (Hrsg.): Avigdor,

Benesch, Gitl. *Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien im Mittelalter. Samuel Steinberz zum Gedenken (1857 Güssing – 1942 Theresienstadt).* Essen, Klartext Verlag; Brünn-Prag-Essen, Gesellschaft f. Geschichte der Juden in der Cechischen Republik, Historicky Ustav 2016. 464 S. ISBN 978-3-8375-1515-2 (Klartext) , 19,95 Euro

16 Beiträge, jeweils mit Abstracts in Tschechisch

Ingrid Niemann; Ludger Hülskemper-Niemann: *Stolpersteine in [Essen-]Steele.* Steeler Archiv e.V., 45276 Essen, April 2015, 64 S. 14 Steine und Familienschichten, Abb. 9,- Euro

# Mitteilung

**30 Jahre Steinheim-Institut | Johannes-Rau-Forschungsgemeinschaft vor Ort** Spannende Einblicke in aktuelle Themen der Jüdischen Studien sind am 15. November 2016 im Rabbinerhaus in Essen zu erwar-



ten. Unter dem Oberthema Sikaron – Memoria – Erinnerung werden drei ausgewiesene Expertinnen – Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel (Westfälische Wilhelms-Universität Münster), Prof. Dr. Sarah Ross (Europäisches Zentrum für Jüdische Musik, Hannover) und Dr. Miriam Rürup (Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg) – über ihre Forschungen sprechen.

Die Veranstaltung aus Anlass des 30. Geburtstags des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts, zu der wir alle Kollegen und Freunde des Steinheim-Instituts herzlich einladen, beginnt um 17 Uhr. Sie findet im Rahmen der Reihe „JRF vor Ort“ statt. Umrahmt wird sie von einem Open House mit Projektvorstellungen und einem kleinen Empfang. Das genaue Programm finden Sie in Kürze auf unserer Webseite.

## Impressum

### Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen



Johannes-Rau-Forschungsgemeinschaft

### ISSN

1436-1213

### Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke  
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick  
Dr. Beata Mache  
Annette Sommer

### Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache

### Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2  
45127 Essen

### Telefon

+49(0)201-82162900

### Fax

+49(0)201-82162916

### E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

### Internet

www.steinheim-institut.de

### Druck

Brendow Printmedien  
47443 Moers

### Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst  
kostenlos für unsere Leser

### Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343  
BIC DUISDE33XXX  
Stadtsparkasse Duisburg

Gefördert durch:



Bundesministerium  
des Innern

aufgrund eines Beschlusses  
des Deutschen Bundestages

|  |  |
|--|--|
| <p><b>O</b>Ruhe und Wonne,<br/>     Tag der Feier,<br/>     Hütende, Übende,<br/>     Ja der Siebte kam,</p> <p>Der Himmel Himmel,<br/>     Heer der Höhn, wie's von<br/>     Drache und Mensch,<br/>     Ja auf Ihm als Fels das All</p> <p>Er wars, der sprach<br/>     Bewahr ihn heilig<br/>     Heilger Tag, den<br/>     Ja denn Er ruht da</p> <p>Durch Sabbats Pflicht will<br/>     Auf! ruf ihn an<br/>     „Hauch alles Lebens“<br/>     Dann iß in Freuden,</p> <p>Gedoppelt Brot und<br/>     Vollauf Genießen,<br/>     Freude an all dem<br/>     Beim Nahn des Erlösers,</p> | <p>Licht Judas Söhnen!<br/>     Tag alles Schönen!<br/>     Zeugen sie, tönen:<br/>     die Schöpfung zu krönen.</p> <p>Boden und Feuchte,<br/>     oben hoch leuchte,<br/>     und Wild, das gescheuchte, –<br/>     fest sich deuchte.</p> <p>zum Volk, das Sein Lehen:<br/>     vom Kommen zum Gehen!<br/>     gern Er gesehen:<br/>     vom Werk, das geschehen.</p> <p>Er befrein dich.<br/>     – Er will nicht klein dich - :<br/>     und „Wir benedein Dich“.<br/>     Er hieß ja Sein dich.</p> <p>des Weihspruchs Worte,<br/>     frei Spenden vom Horte, –<br/>     öffnet die Pforte,<br/>     zum seligen Porte.</p> |
|--|--|

„Menucha weßimcha or lajehudim“ in der (unveröffentlichten) Übertragung Franz Rosenzweigs aus den Jahren 1920-1924/25, gedacht für das fast vollendete, jedoch unveröffentlicht gebliebene synagogal- und hausliturgische Werk: „Der Freitagabend“.

Reim und Metrum eines auf viele Melodien gesungenen sabbatlichen Tisch-Liedes sind vollendet gewahrt. Rosenzweig war stolz darauf, kein „Nachdichter“ zu sein. Auf Kritik Gerhard Scholems am früheren „Tischdank“ antwortet er, wohl sei er

sich dessen bewusst, dass jüdisch beten heiße hebräisch beten. Dass seine Übersetzungen vorläufiger Behelf seien, vielmehr zum „hebräisch beten“ hinführen wollten. „O Ruhe und Wonne“ dürfte nie deutsch gesungen worden sein, und doch bleibt es ein Jahrhundert später noch deutsch sangbar – herzhaftes Zeugnis des sprachmächtigen Erneuerers, wie er heute jenseits der deutschen Sprache mit seinem Deutsch in andere Sprachen hineinwirkt, o, selbst ins Hebräische.